



Ein dunkler Ehrenmann.

Von Friedrich v. Hellwald.

In den jüngsten Jahren ist kaum irgend ein Gebiet des nennmehr so vielfach besprochenen Ostafrika lebhafter in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten, als die Landschaft um den so lange fast unnothbaren Schneegipfel des Kilima-Ndscharo, dessen höchste Spitze nach wiederholten misglücklichen Versuchen im verflossenen Jahre endlich von Dr. Hans Meyer aus Leipzig in Gesellschaft des gemäßigten österreichischen Alpinisten, Herrn Purtscheller aus Salzburg, erklimmt wurde. An den südlichen Abhängen dieses unweit vom Äquator sich aufbauenden Bergriesen breitet sich eine Landschaft aus, welche alle Besucher übereinstimmend als das Paradies Ostafrikas preisen. Man nennt sie das Dschaggaland und rühmt ihr überaus gelundes Klima, sowie ihren Ueberfluß an Lebensmitteln und Andern. Natürlich liegen die Deutschen, als sie vor fünf Jahren Fuß in Ostafrika setzten, diese gelegenen Thäler sich nicht entgehen und lenkten alsbald ihre Schritte dahin, um mit den dortigen Machthabern Verträge abzuschließen und ihr Land unter deutschen Schutz zu stellen. Seither sind verschiedene Deutsche und andere Europäer, unter Andern auch der ungarische Graf Samuel Teleki mit dem österreichischen Schiffsführer von Höfnel nach Dschaggaland gekommen, so daß wir über die dortigen Verhältnisse nennmehr genügend unterrichtet sind.

Dschaggaland ist demnach, wie man jetzt weiß, der landesübliche Name aller bewohnten Bezirke an den Abhängen des Kilima-Ndscharo und zerfällt wieder in eine beträchtliche Anzahl einzelner Landschaften, die jede unter einem besonderen Hauptnamen stehen. Einen „König von Dschaggaland“ giebt es nicht und ganz irrthümlich wird mitunter als solcher der hervorragende dieser schwarzen Völkertaten, Namens Mandara, bezeichnet, der als Verbündeter Deutschlands austritt und mit dem Kaiser Geschenke tauscht. Kurz, Mandara ist, was er sich wohl hat niemals trüben lassen, eine populäre Person geworden, die einer näheren Betrachtung wohl werth ist.

Es ist schon lange her, daß Mandara mit Deutschen in Berührung kam. Es geschah dies 1863, als die deutschen Reisenden, Freiherr Klaus von der Decken, welcher später am Schluß seines Lebens verlor, und sein Gefährte Dr. Otto Krieger, nach Moschi, Mandara's, Residenz, kamen. Unter diesen „Residenz“ hat der gemeine Völkler sich indes ein bloßes Dorf zu denken, das aus einer Menge fegeblühiger wohnhafter Hütten besteht, in denen Mandara's fünfzig und mehr Frauen wohnen. Er selber haust in einem vierreihigen, nach dem System der Stämmenbewohner, der Suaheli, gebauten Hause, welches mit Dung und Lehm gedeckt ist. Hier empfängt er seine bevorzugten Gäste und birgt er seine Wertschätze. Diese Gebäude nebst einer Anzahl Schuppen für Riegen und Schafe, sowie Umzäunungen für Geflügel, sind von einer dreschenden Palisade von starken Baumstämmen umgeben, außerhalb welcher sich weitere acht noch größere Hütten befinden, jede bewohnt von acht jungen Weibern, welche Mandara's verfügbaren Vorrath für den Slaavenmarkt bilden, aber auch zu Wohnungen an seine Krieger für ihre Leistungen dienen. Hundert solcher Krieger halten nächtliche Wache und behüten die „Residenz“.

Mandara hat alle Europäer gesehen, welche je den Kilima-Ndscharo besucht haben. Der schwebische Missionär Redmann, welcher zuerst von den schneebedeckten Bergen Amerafrikas erdacht, zog durch sein Land, als Mandara nach seiner eigenen Erzählung erst drei Jahre alt war. Als von der Decken und Krieger 1863 Moschi besuchten, führte seine Mutter noch die Negersprache, während er selber kurz vor seiner Großjährigkeit stand. Mit dem „Barum“ — das ist der Name, unter welchem Freiherr von der Decken noch heutigen Tages an der ganzen ostafrikanischen Küste bis weit in das Innere hinein bekannt ist — schloß er Blutsbrüderchaft, eine in Afrika weit verbreitete Sitte. Mandara's Mutter scheint eine sehr geschickte und gewandte Frau gewesen zu sein, und unter ihrer langen Herrschaft blühte der kleine von Mandara's Großvater gegründete Staat Moschi. Augenblicklich herrschte in jener glücklichen Zeit Friede unter allen Germanen des Dschagganlandes oder der Wadschaggaland, wie nach einem in Ostafrika gelassenen Sprachgesetz durch Vorsetzung der Silbe „Wa“ die Bewohner eines Landes genannt werden. Diese Wadschaggaland sind keine Negern, wie man gemeinlich glaubt, gleiches gibt es in Ostafrika überhaupt nicht, sondern gehören der großen Familie der Bantubölter an und sind schlanke, hübsch gebaute Leute von dunkler Hautfarbe mit feingebildeten Nasen und feinem Antlitz, dabei aber sehr dieblich, lügnertisch, eitel und faul und ohne jegliches Ehrgefühl. Der Dschaggaland wächst ohne Erziehung, ohne Zwang, ohne Schule als roher, gewaltthätiger Wilder zu, der seinen Lebensverhältnisse keinen Anlaß anlegt und auch nicht anzulegen braucht. So sind die Wadschaggaland Alle ohne Ausnahme, vom letzten Unterthan bis zum Hauptling. In den glücklichen Tagen, von welchen wir sprechen, gab es aber wenigstens noch keine Bürgerkriege unter ihnen, und die einzigen Feinde bestanden in gelegentlichen Schmarageln mit den gefürchteten Nachbarn, welche die Landschaften zwischen

dem Kilima-Ndscharo und dem Kenia innehaben. Es sind dies die räuberischen Massai, welche ihre Streifzüge auf Vieh bis zu den Gebirgsweiden ausdehnten. Nachher aber kamen die Slaavenhändler — die Suaheli-Traber oder die arabisierten Mahammedaner von der Zanzibar-Küste. Da sie die verlockenden Wadschaggaland zu stark fanden, um gewaltthätigen Slaavenraub oder Diebstahl an ihnen zu üben, so suchten sie ihren Zweck zu erreichen, indem sie Zwietracht zwischen die einzelnen Herrscher säeten. Sie suchten sich einen besonderen Fürsten aus, einen so jungen, ehrgeizigen Mann, wie unsern Mandara, als er zur Regierung kam, gaben ihm reiche Geschenke, erfüllten seine Ohren mit schmeicheleichen Reden und überzeugten ihn, daß, wenn er sich die mangelhafte Vorbereitung einiger Nachbarn zunutze machte und plötzlich mit einem Heere in ihr Gebiet einbräche, er nicht allein als oberster König über Dschaggaland herrschen, sondern sich auch noch ein hübsches Vermögen aus dem Verkauf von Slaaven erwerben könne. Ehren-Mandara war nicht abgeneigt, die Rolle eines Eroberers zu spielen. Er machte sich die Massai zu Freunden, sicherte sich ihren Beistand und begab sich daran, auf Anreizen der Traber, seine ruhigen Nachbarn und Landsleute vieler kleiner Dschaggalanden zu plündern, brandschatzen, tödten und zu Slaaven zu machen. Seine nackten Soldaten trugen blinde Speere und trugen einen weißen Kopfschurz von Affenfell. Wegen seiner Tapferkeit, Klugheit und kühnlichen Manieren genoz Mandara bald einen mit Furcht gepaarten Ruf weit und breit in Ostafrika, dank den Suaheli-Kaufleuten, welche in allen Richtungen zwischen den großen Binnenjemen und dem Indischen Ocean verkehrten.

In diesen Tagen seines Glanzes empfing Mandara den Besuch des britischen Missionärs Charles New, 1871 und unterwarfte ihn bei seinen beiden theilweisen Besuchen, den Kilima-Ndscharo zu besetzen. Als aber der Missionär 1873 in Begleitung eines einheimischen Karawanenreitenden, Sadi ben Aboel, wiederkam, wurde er aller seiner Habseligkeiten beraubt und zog sich zur Küste zurück, um jedoch schon auf dem Rückwege zu sterben. Wie Mandara später dem englischen Reisenden Josef Thomson erzählte, habe Sadi ihn berichtet, wozu seine Veranlassung vorlag. Wohl aber hatte Mandara selbst, wie er Thomson in einem vertraulichen Gespräche anzuwenden schien, die Absicht, New zu tödnen und wurde nur durch seine Winter an der Auslieferung seines Namens verhindert. Alle weisen Männer werden nämlich von den Küstenhändlern als Spione im Slaavenhandel betrachtet, und ohgleich man sie äußerlich liebt und ihnen aus Furcht schmeichelt, weil man sie für mächtige Jankeer hält, so kommt man ihnen im Stillen doch fortwährend in die Quere und trachtet, sie unschädlich zu machen. Eben damals stand aber der Slaavenhandel in Moschi in voller Blüthe und der Markt auf dem Kilima-Ndscharo war berüchtigt bei allen Slaavenhändlern von Mombasa, denn Mandara und andere Hauptlinge, welche sie abwendend zu derselben Politik verführten, verfahren sie reichlich mit dem gewinnbringenden Menschenfleisch. New beging nun die Unvorsichtigkeit, sich zu heftigen und vielleicht aufreizenden Reden gegen die Slaaverei hinzusetzen zu lassen, was bei Mandara die Besorgnis erweckte, seine Neuzugungen möchten in den Slaaven Befreiungsgelüste wachrufen. Deshalb plünderte er ihn aus und jagte den Engländer aus dem Lande. Es unterliegt keinem Zweifel, Deutschlands gegenwärtig Verbündeter war ein Slaavenhändler in bester Form.

Nach New's Tode blieb Dschaggaland ein volles Jahrzehnt unbesucht und in dieser Frist vollzog sich ein bedeutender Umwälzung der Dinge, trat ein völliger Rückschlag ein. Mandara hatte gemordet und geplündert nach Herzenslust, um seine Herrschaftsgelüste zu verwirklichen; aber ohgleich er die benachbarten Staaten einen nach dem andern vernichtet hat, so zwang er doch seinen zu Unterwerfung, wenn Alles auch der Hungersnoth verfiel; so herinadig halten die Wadschaggaland an ihrer Heimath und der Bergesfreiheit fest. Die erbitterten Wadschaggaland schlossen ein Bündniß gegen Mandara, um Hans und Herd zu verschleiden, und trotz seines Heeres und seiner geschickten Vertheidigung wandte sich das Kriegsglück so sehr gegen ihn, daß er genöthigt wurde, aus seinem Lande in die Verbannung zu fliehen. Später konnte er, mutmaßlich mit Unterstützung seiner Freunde, der aderbauenden Massai, von Ausha nach Moschi zurückkehren, und man hielt ihn bis Mitte der achtziger Jahre für den einzigen hervorragenden Herrscher am Kilima-Ndscharo. Erst der Engländer S. H. Johnston, welcher ihn 1884 besuchte, zerstückte den Wahn und wies nach, daß dieser mehrköpfige Wurm, welcher sich auch „Sultan“ und gar „Soheli“ nennen läßt, selbst in seinen erfolgreichsten Tagen niemals über ein größeres Land gebot, als der Postbezirk von London ist. Im Jahre 1883 kam Josef Thomson auf seiner Reise durch das Massailand nach Moschi und wurde von dem raubgierigen Dorfhauptling — viel mehr ist dieser Sultan nicht — ganz wie New ausgeplündert. In Mandara's Klauen gefangen, gab er sich gezwungen, gegen seine anfängliche Absicht ihm viel umfangreichere Geschenke zu verabreichen, ward aber dann später mit wirklicher Gastfreundschaft behandelt. Immer mehr jedoch stellte sich heraus, daß Mandara nur über einen sehr kleinen Strich Landes — obendrein bloß bis zu 1800 Meter Höhe

herrscht, zudem sein Miniaturreich mit den Nachbarn beständig in Fehde lag und sich in fortwährendem Verfallzustand befand. Seither ist kein Kriegseifer zwar nicht erloschen, aber doch etwas abgekühlt, und ohgleich er noch viel Zeit und Aufmerksamkeit auf das Wollen seines Heeres verwendet, das vielleicht aus tausend Mann, der Blüthe der Männer von Moschi, besteht, so hält er die kleine Armee doch mehr zu seiner Vertheidigung. Er befindet sich ziemlich in der Lage eines Napoleon, welcher von Giza zurückgekehrt ist, aber Nigilichweise ein Waterloo vermeiden.

Zu diesem afrikanischen Viebermann kamen nun 1885 Dr. Karl Zühlke, welcher im folgenden Jahre zu Kisumu von einem Somali ermordet ward, und Premierleutnant Karl Weiß als Sendboten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, und seither wiederholten sich deutschseits die Besuche. Mandara ist zweifellos eine hochinteressante Erscheinung. Alle, die ihn sahen — es sind heute deren schon sehr viele — schildern ihn nahezu übereinstimmend als einen kräftig gebauten Mann von dem Wuchs eines Garbelfürstlers, und von fürstlicher Haltung. Seine Hautfarbe ist auffallend hell und sein Gesicht verdient ziemlich verständlich und ausdrucksvoll genannt zu werden. Otto Ehlers, einer seiner jüngsten Besucher, bezeichnet seine Züge als regelmäßig, vornehm und einnehmend. Auf Johnston freilich machte er anfangs einen ganz anderen Eindruck: als ob er ein großes altes Weib sei. Das große, gerundete, bartlose Antlitz, der etwas zierliche, säulenartige Hals, ein voller Wulst und über allem der Hauptrypus — ein rothes Zahngeläch, wie es die Weiber Zanzibars tragen — und die weichen Falten eines langen, verfallenen, um den Leib geschlagenen Tuches machten den britischen Naturforscher eher glauben, er sähe ein solches Mannweib vor sich, als einen afrikanischen Fürsten in der Blüthe seiner Jahre, denn Mandara dürfte noch kein Fünfziger sein. Fügen wir hinzu, um das Gemälde seiner äußeren Erscheinung zu vervollständigen, daß sein eines Auge der Gestalt ihr immer eingeknickt hat, das andere aber, gleich dem eines Adlers, sagt Thomson — wohlwollend und intelligent blickt, jagt Ehlers; ferner, daß er die Landesbesitz, die beiden Dschaggaland durchzuehen und die erweiterte Deffnung durch eingeführte Gegenstände zu vergrößern, in der Weise überreicht, daß er einen großen hölzernen Ring mitten hindurchschlingt. Mandara zeigt ein besonders gewandtes Sächgen, ganz unähnlich dem afrikanischen Grinsen. Während seine aufgeworfenen graulichen Lippen zurückstrahlen, erzählt Johnston, und die glänzenden Zähne offenlegen, piegen seine Augenbrauen in halb verlegener, halb übermüthiger Weise ihre Falten zu legen, und gleichzeitig erglänzte und leuchtete sein einziges, rundes, lebhaftes Auge, in welchem alle seine starken Gefühle sich zusammenzudrängen, von schelmischer Lustigkeit. Wie er da saß, gleich einem großen Kinde mit seinen Geschenken spielte und sich dabei ungeduldig bemühte, seinen Suaheli Alles in einem Athem zu erklären, flog dieses Sächgen beständig über sein Gesicht und gab ihm jederzeit ein sehr gewinnendes, freundliches Aussehen.

Ueber Mandara's Intelligenz herricht nur Eine Stimme. Für einen Eingeborenen des schwarzen Erdtheils ist sein Verstand ungewöhnlich. Er befindet für Alles ein lebhaftes Interesse und scheint ein sehr schnelles Auffassungsvermögen zu besitzen. Ueber alle Stämme der Umgegend, deren Sitten und Gebräuche, ist er genau unterrichtet und seine Auskünfte machen den Eindruck der Wahrigkeit. In vielen Beziehungen ist er aber nach unserer Begriffen dennoch wie ein Kind. Er setzt sich nach allen möglichen Dingen, spielt eine Zeit damit und wußt sie dann bei Seite. In seinem Charakter liegen gute und schlechte Eigenschaften seltam vereinigt. Während er es zum Beispiel für völlig harmlos hält, seinen Gast so lange zu erschrecken und hänge zu machen, bis er seine Waren hergiebt, macht er sich doch häufig ein Gemiffen daraus, mit Gewalt sich etwas anzueignen, ohgleich er nur die Hand danach auszustrecken braucht. Immerhin ist Sabinisch einer seiner hervorstechendsten Charakterzüge. Mit den ihm überreichten Geschenken ist Seine Höflichkeit niemals zufrieden, und wenn man auch die Schätze Vorder- und Hinterhanden vor ihm ausbreitet, Dies haben doch alle seine Besucher erfahren. Zunächst der erwähnte Dr. Zühlke, welcher gekommen war, ihn zu einem Freundschaftsvertrage mit Deutschland zu bewegen. Der edle Mandara nahm die Geschenke entgegen, beschäftigte mit Fernerblick die Beweise, wühlte in den Stoffen und Perlen umher und bezogte nicht etwa übermäßig große Freude. Bald beehrte einer seiner Vertrauten die deutschen Herren, daß jene Geschenke zu wenig seien, so daß darüber, was der Fürst nun erlangen wollen wollte. Zühlke mußte etwas erreichen, so mühte er gute Miene zum bösen Spiele machen, und geben, geben, immer fort geben. So ging denn richtig das Geben und Untauschen fort, bis Mandara sich endlich zufriedengefühlte erklärte; doch mußte Dr. Zühlke noch einen feinen schwarzen Koffer opfern, in welchem er allerhand europäische Kleinigkeiten, ein Häubgen mit Schere, kurze Kabatspielen, Tabak, ein Hineinpackte. Dann allerdings war der Herrscher von vollkommenster Lebenswürdigkeit, ließ sich auch zu dem Betrage bereit finden, der sein Duobezahl unter deut-

igen Schutz stellte und trant sogar mit Dr. Jähleke
Wutbürgerlichkeit. Es sei das, versicherte er, das Höchste
und noch dem Brauche seiner Väter, wie seines Volkes,
das feierliche Zeichen, das er seinen Gäste von seiner
Freundlichkeit geben könne. Die Wutbürgerlichkeit wird in
Dschagga übrigens schon nicht mehr mit Blut getrunken.
Milch tritt an dessen Stelle in der Weise, daß die Weiden
zusammen von derselben Milch trinken, der Gast zuerst
— nicht aber sehr appetitlich — aus Mandara's Wunde
— er Johann aus jenem des Fremden. Damit waren die
Weiden nun Weiber, als wenn sie eine Mutter gehabt
hätten.

Wenn nun ferner Mandara Jähleke seiner besonders
warmen Sympathien für die Deutschen versicherte, so darf
man seine Aufrichtigkeit in diesen Punkte billig in Zweifel
ziehen. Man könnte sich nicht erklären, wie gerade
die Deutschen zu dieser Auszeichnung kamen. Bis auf
Jähleke hatte er bloß einmal Deutsche gesehen, Baron
von der Decken und Dr. Kersten, und damals war er
noch ein ganz junger Mensch. Alle übrigen Besucher,
die er inzwischen empfing, waren Engländer: New,
Tompton, Johnson, und durch die wandernden Schmeich-
löhler hatte der wilde Barentia, welcher niemals sich 50
Kilometer von seinem Geburtsort entfernt hat, nur von
England und seinem in Jangibar wohnenden Kosak, Dr.
Sir John Kirk vernommen, mit welchem er auch hata-
schlich Briefe und Geschenke ausgetauscht hatte. Deutsche
und Deutschland hatte er dagegen bis dahin so gut wie
gar nicht kennen gelernt. Der deutsche Reisende Hans
Meher, welcher bei seiner wiederholten Besuchen mit
unserem Mandara in genaue Verbindung kam, ist nicht
allzu gut auf ihn zu sprechen und hält von seinem Cha-
rakter keine großen Stücke. Er besichtigte ihn der Wahr-
schaft um die Günst der Deutschen aus schändlichen Eigen-
nutz, um mit ihrer Hilfe sein Gebiet auf Kosten seiner
Nachbarn zu erweitern, und die Vorgänge der aller jüngsten
Zeit scheinen dieser Auffassung Recht zu geben. Als
kürzlich der Reisende Otto Ehlers Geschenke des deutschen
Kaisers überbrachte und dabei die Zeremonie der Flaggen-
heiligung vornahm, scheint der würdige Sultan darin einen
ernewten Anlaß gefunden zu haben, das Land seiner Nach-
barn zu verwickeln, um sich zum Alleinbesitzer in Dschagga
zu machen. Er vertrieb unter andern den Häuptling
Mareale von Warungu, seinen Schwiegersohn, mit dem er
in fester Freundschaft lebte.

Mandara's Habguth trug auch in seinen jüngsten Ver-
kehr mit den Deutschen überall unverkennbar zutage. Er
seht sich nach ihren Sachen mit der ganzen Gier eines
Wilden und führte zu Dr. Meher 1888, während dessen
Reise in Umanara, einen aufdringlichen Briefwechsel, um
ihn zu einem Besuche Moschis zu bewegen, natürlich zu
keinem andern Zwecke, als um ihm „Geschenke“ zu er-
pressen. Es klingt nur zu glaublich, daß der Wadere
selbst an den Geschenken des deutschen Kaisers zu mädeln
gefunden habe, wenn auch vielleicht nicht in dem Maße,
wie englische Duellen auszustreuen liebten. Die unge-
messene Selbstüberhebung, der dünne, amahende Dünkel,
welche die im vergangenen Jahre mit Ehlers nach Berlin
gekommenen Wadichagga an den Tag legten, indem sie
bei uns Alles lächerlich, bei sich zu Hause Alles viel
schöner fanden, liegt deutlich, wenn man sich von den
neuen schwarzen Brüdern zu versehen hat, Mandara aber
ist ein Kind seines Volkes.

Die Expedition nach der Südküste des Deutsch-Ostafrikanischen Schutzgebietes.

Am 27. April verließ die Flottille des Majors Wiß-
mann nebst der für diesen Zweck gemieteten „Barawa“
Sambor, um am Festlande Truppen einzuschiffen und
dann nach dem Süden zu fahren.

Am 30. April verließen die Schiffe „Barawa“, „Har-
monie“, „München“, „Mag“ und „Weiß“ in Begleitung
des deutschen Kriegsschiffes „Schwalbe“ Dar-es-Salaam,
um die Fahrt nach Kilwa anzutreten. Unsere Reise be-
gann mit sehr kümmerlichem Wetter, so daß die Ankunft in
Kilwa erst am 15. Juni erfolgte, während die Fahrt nach
Kilwa, wo gelandet werden sollte, um den Feld im Süden an-
zugreifen, sich verhärtete.

Am 2. Mai wurden bereits um 4 Uhr Nachmittags
gegen 1000 Mann gelandet, welche sofort abmarschirten.
Die Bewohner von Kilwa benahmen sich ganz ruhig,
auch nicht ein Schuß fiel. Der Marsch von Kilwa
war entsehrlich, denn durch die lange Regenzeit war Alles
in Sumpf verandert. Erste Kämpfe kamen aber nicht
vor, nur einige Plünderungen. Der ganze Verlust betrug
einen Subanen, welcher sich abeits der Haupttruppen
gemagt hatte. Die letzten 5 Stunden marschirte man be-
ständig durch einen Sumpf, die Leute warfen ihre Schuhe
weg, denn es war nicht möglich, mit denselben vorwärts
zu kommen. Am 4. Mai Morgens sollte der Angriff er-
folgen, allein Kilwa war bereits vollständig verlassen.
Die „Carola“ und „Schwalbe“, welche vor Kilwa lagen,
hatten den Abend vorher das Bombardement eröffnet und
daselbe bis Nachts um 2 Uhr fortgesetzt. Die Beschießung
hätte die Verteidiger von Kilwa jedoch nicht ver-
scheucht, wenn sie nicht Nachricht vom Anmarsche Wiß-
manns erhalten hätten. Da war keinhalten mehr, denn
einen Angriff von Süden hatten die Einwohner nicht er-
wartet, weshalb nur die Gesetze hart besetzt worden war.
Alles war zurückgelassen worden. In den nächsten Tagen
kamen einzelne Leute zurück.

Das provisorische Fort wurde nun schnell hergerichtet
und nach Beendigung desselben schiffen sich die Truppen
am 9. Morgens nach Lindi ein, welcher Ort den 10.
Morgens erreicht wurde. „Schwalbe“ und „Barawa“,
welche in den Fluß hineinfahren, wurden mit einigen Ge-

wehrschiffen begriff, welche die „Schwalbe“ sofort mit
Granaten erwiderte. Es erfolgte nun von „Schwalbe“
und „Carola“ eine kurze, aber heftige Beschießung, an
welcher die „Barawa“ sich mit dem Maxim-Geschütz be-
theiligte. Als die Landung stattfand, hatten die Ein-
wohner den Ort bereits geräumt, natürlich mit Zurück-
lassung sämtlicher Sachen und des Viehes. Ohne
Blinderung ging es nicht ab, denn in einem verlassenem
Ort sind die Subanen und Julius nicht zu halten, sie
plündern. Eine sofortige Verfolgung hatte kein Resultat,
die Leute waren in die nachliegenden Berge geflohen.
Nachts hatten die Worpösten einige Plünderer, wobei der
Unterschiedler Warner schwer verwundet wurde. Die
fürchterliche Witterung der letzten 8 Tage macht sich auch
schon bemerkbar, und es giebt schon viele Fieberkranken,
auch unter den Europäern. Am folgenden Tage erschienen
schon Boote mit weißen Flaggen, um Friedensverhand-
lungen einzuleiten. Major Wismann machte auch mit der
„München“ eine Fahrt den Fluß hinauf, woselbst mehrere
große arabische Besichtigungen angestrichen wurden; überall
wachte die weiße Flagge.

Nach Aufschiffung der Landung für Lindi und Beendi-
gung der Besichtigungen gingen am 13. die Fahrt weiter
nach Mikindani, welcher Ort noch an dem Nachmittage er-
reicht wurde. Da die Einwohner von den Vorgängen in
Lindi benachrichtigt worden waren, war Alles ruhig ge-
lagert, und es kamen der „Schwalbe“ schon Boote mit
vornehmern Arabern entgegen. Major Wismann fuhr so-
fort ohne Begleitung zum Wali des Südens von Sambor.
Den nächsten Morgen erfolgte die Landung, ohne
daß ein Schuß fiel. Mikindani hatte Frieden gemacht.
Die Truppen wurden nur auf einen kleinen Raum ein-
quartirt, und natürlich sehr streng darauf gehalten, daß
keine Wänderung stattfand; jede Ueberschreitung wurde
mit 500 Fiebel bestraft. Um besser eine Kontrolle aus-
üben zu können, durfte kein Soldat sein Gewehr mit an
Land nehmen. Die Einwohner waren sämtlich in ihren
Häusern geblieben, ein Zeichen, daß sie den Worten der
Deutschen glauben, wenn ihnen die Versicherung gegeben
wird, daß sie mit Fiebeln bestraft werden können.

So befindet sich nun der Süden in deutschen Händen,
ein schöner und fruchtbarer Teil von Afrika, mit vor-
züglichen Häfen. Major Wismann verließ mit dem Stabe
noch am selbigen Tage Mikindani und kehrte über Lindi
und Kilwa nach Sambor zurück. Nachdem das pro-
visorische Fort fertiggestellt war, nahm die „Barawa“ die
übrigen Kompagnen an Bord, um dieselben in ihre alten
Garnisonen Bagamoyo und Baganzu zu bringen. Jede
Station hat einen Ober-, 2-3 Offiziere, 10-12 weiße
Unterschiedler und gegen 250 Soldaten, dazu die nöthigen
Gegenstände.

Im Norden ist in der letzten Zeit nichts von Belang
vorgefallen; Ein in hat Mponopa passiert. Der Mörder
des im Jahre 1886 ermordeten Eisenhändler's Gieseler
ist gefangen genommen; derselbe heißt Solomon ben Amer.
Major Wismann hatte zuerst die Absicht, ihn hängen zu
lassen, aber die vornehmen Araber und der Sultan haben
sich für ihn verhandelt und ein sehr großes Lösegeld an-
geboten. Es ist ein Verwandter des Sultans. — Das
Gesellschaft „Neptun“ von der Deutsch-Ostafrikanischen
Gesellschaft ist mit dem Material zu kleineren
Häusern von Hamburg hier angekommen. Das Material
wird in Bagamoyo und Tanga ausgeladen. Die Gesell-
schaft entwickelt in der letzten Zeit eine rege Thätigkeit.
Faktoren werden angelegt, Eisenblech wird gekauft und
Korallenriffe werden gebaut. Man sieht, die Gesell-
schaft sucht sich ein neues Feld der Thätigkeit zu ver-
schaffen, für den Fall, daß das Reich die Zölle übernimmt,
um sich bezahlt zu machen. — Die „Harmontie“ ist als
unbrauchbar befunden und wird verkauft.

Zur Geschichte der Gründung des deutschen Reiches.

Der fünfte Band von Ziel's Geschichte über
die Begründung des Deutschen Reiches wird durch die
Darstellung der Ereignisse des Jahres 1866 angefüllt;
er reißt sich in jeder Beziehung seinen Vorgängern
würdig an. Von besonderem Interesse auch für weitere
Leserkreise sind die Schilderungen der Zustände und Vor-
gänge, welche vor dem Ausbruche des Krieges die Kräfte
herbeiführten. Das erste Kapitel des neuen Bandes
erörtert zunächst in großen Zügen die „Feldzugspläne“,
die Mäntungen und den Stand der Kriegsbereitschaft in
den Tagen vor der Kriegserklärung; „In Hannover“,
heißt es da u. A., „war trotz der Einberufung der
Kriegsreserve und Aufstellung der Bataillone in Stabe
keine Truppenstellung marschfähig.“ Wohlstand stand es
um die Kriegsbereitschaft bei anderen Regierungen, welche sich
auf die österreichische Seite stellten, und die Verhand-
lungen und Vereinbarungen über die Operationen waren
weit entfernt, diese Mängel wegzumachen. Die Lage
der Dinge war in Berlin nicht unbekannt und ließ mit
Zweifel an dem Wert geben.

Am 14. Juni hatte der Bundestag seinen verhängnis-
vollen Beschluß gefaßt. In Hannover hatte König
Georg längst ungeduldig gegenüber der preussischen Zu-
sammensetzung, seine Neutralität durch Verlegen seiner Truppen
auf vollen Friedensfuß zu behaupten, sofort auf die
Kunde von dem Bundestage am 14. die Mobil-
machung beschloß, deren Durchführung noch mehrere
Wochen beanpruchte hätte. Als der preussische Gesandte
den Könige die Forderung Preußens, unbewaffnete Neu-
neutralität und Zustimmung zur Bundesreform, vorlegte,
war der König durchaus nicht gewillt, derselben nachzu-
kommen. Der Ministerrath trat dieser Ansicht bei: der
Widerstand der Mobilmachung sei schwebend, die Annahme

der preussischen Bundesreform eine Herabwürdigung der von
Gott verliehenen Kronrechte. Damit war der Krieg entschieden.
An alle Garnisonen des Bundes wurde die telegraphische
Weisung erlassen, wie die Soldateneinheiten und Standes, schlei-
nigt in die südliche Hälfte des Königreichs nach Göttingen
abzurücken, und die noch fehlenden Rekruten, sowie die
vorhandenen Kriegsvorräthe eben dorthin zu schaffen.
Vorgebens erklärten sich in der Nacht eine Deputation
der hannoverschen Stadtbehörden im Schlosse Herren-
hausen, um den König zu einer Politik im preussischen
Sinne zu bestimmen: sie erhielt die Antwort, daß der
König als Christ, Monarch und Weis dieses ablehnen
müsse, und um 4 Uhr Morgens am 16. Juni reiste der
Fürst mit dem Kronprinzen, den in Hannover befindlichen
Generalen, dem Grafen Platen, dem Kriegsminister von
Brandis sowie dem österreichischen Gesandten, Grafen
Angelheim, nach Göttingen zu seinen Truppen. Zwei
Stunden später folgte das Corps Mantuffel seinem
Vertraut bei Harburg über die Gise und war General
Faldenstein mit der Division Götter im Marsche auf
Hannover, wo er schon am 17. Juni eintraf. Weis von
der Landesregierung erging und auf ansehnliches, dort
noch vorhandenes Kriegsmaterial Beschlag legte. Wir
übergehen nun die Darstellung der Kriegsergebnisse und
greifen eine Darstellung der Verträge heraus, welche vor
der Schlacht von Langensalza von preussischer Seite beim
König Georg gemacht wurden, um ihn zur Uebergabe zu
bewegen. Derselben charakteristischen die Starrköpfigkeit des
Königs sehr deutlich.

Als Döring (der preussische Gesandte) in Langensalza
ankam, berichtete ihm der vorausgeschickte Offizier, daß der
König alle ihm gemachten Anträge ablehne. Von dem
Fürsten vorgeschlagen, fand Döring einen General und
einen Civilbeamten bei ihm; er sprach ihn wiederum aus,
daß Majestät auf einen Uebereinkommen, wodurch Blut-
vergießen verhindert würde, nicht eingetret sei; er habe sich
aber dennoch verpflichtet, einen Versuch zur Verständigung
zu machen. Der König fragte kurz; von wem haben Sie
Ihren Auftrag? und auf Döring's Antwort, von Seiner
Majestät, folgte die weitere Frage: vom Könige selbst?
Döring erwiderte: durch den Ministerrathen Grafen
Bismarck. Der König rief: „Was will der Mensch?“
Der Oberst hat abermuthmaßlich zu bedenken, daß von
einem preussischen Minister die Rede sei. „Nun“, sagte
der König, „wir sind alle Menschen; theilen Sie mit
Ihren Auftrag mit.“ Döring las darauf dem Könige
den wesentlichen Inhalt der ihm erteilten Instruktion
vor. Bei der Stelle, wo nochmals ein Bündnis an-
geboten wurde, unterdrückte ihn der König: „Ach was,
Bündnisse!“ und nun folgte ein lebensschmerzlicher Erguß,
er könne die Vorschläge nur durch einen feierlichen Protest
gegen das unbilligstwidrige Verfahren Preußens beant-
worten; man habe seine Parlamentäre angehalten, mit
ihm auf unbefristete Zeit Waffenstillstand geschlossen, und
nachdem er, darauf bauend, seine Truppen in weitläufige
Kantonnements zerlegt, rüde man gegen ihn vor. Döring
war ein, daß er nur von einer vierundzwanzigstündigen
Waffenruhe wisse, welche abgelaufen sei. Nein, rief der
König, Alvensleben hat auf unbefristete Zeit geschlossen,
und seine beiden Begleiter bestätigten die Angabe. Nun
denn, erklärte darauf Döring, in diesem Falle halte ich
mich berechtigt, den Stillstand zu kündigen, und wenn
Gm. Majestät bei der Ablehnung der Anträge besarren,
so wird dies geschehen und der Angriff erfolgen. Ich habe,
schloß der König, Ihnen weiter nichts mitzutheilen, als
die Wiederholung meines Protestes.

Interessant sind die Nachweisungen über die Eigen-
mächtigkeiten und die Aemtsaufhebung der vom großen
Hauptquartier erhaltenen Weisungen, welche sich General
Bogel von Faldenstein bei seiner Kriegführung gegen die
Hannoveraner zu Schulden kommen ließ und die den
wahren Grund für seine spätere Enthebung vom Ober-
befehl der Mainarmee abgaben.

Mit besonderer Ausführlichkeit verweilt Sybel bei den
Wirkungen, welche die entscheidenden Siege Preußens im
Auslande, vornehmlich in Frankreich, hervorriefen, und
bei den diplomatischen Verhandlungen, welche zwischen den
Kabinetten bezüglich der Friedensbedingungen gepflogen
wurden. Sehr interessant wird die ratlos hin- und
herzuckende Haltung des Kaisers Napoleon geschildert.

(Schluß in dem Hauptplatte)

Für den Väterlichkeit.

Sünde und Erlösung. Amst Prebigen in der Kaiser-
und Oitertel gehalten von D. H. Hoffmann, Pastor zu Sankt
Laurentii in Halle a. S., 2. Auflage bei Max Boke, (H. Mühl-
mann's Verlag, Halle 1890). — Sünde und Erlösung sind die
beiden Hauptthesen aller evangelischen Predigt. Der Herr
Christ hat über dieselben eine zusammenfassende Rede von Ver-
trachtungen dargeboten, welche zweifellos zu den werthvollsten
Gaben der neueren Homiletik zu rechnen sind, und die wir dar-
um bei ihrem zweiten Ausgange ganz besonders freudig be-
grißen. Er greift hier in die Sünde und hier in das Menschen-
heer, und erweist sich als ein ebenso erhabener Führer, wenn
es gilt, den Abgrund der Sünde zu zeigen, als da, wo er uns
auf die Höhen der Erlösung zu leiten hat. Er selbst nennt die
Predigten in dem Vorwort der ersten Ausgabe lehrhaft. Und in
der That dienen dieselben mehr als andere der höchsten
Unterweisung. Aber die Predigt gleicht nicht einem Berg-
weiser, der, wenn auch richtig, so doch mit kaltem Finger den
Fuss auf die Höhe zeigt, sondern sie ist die warme Fremden-
hilfe, in welcher wir den Fallschlag des Lebens schmecken und
in der Kraft der Liebe uns auf den Wegziehen will, auf welchem
die eigene Seele aus der „Sünde“ zur „Erlösung“ gelangt ist.
Die höhere Ausstattung des Buches entspricht seinen inneren
Werthe. Druck und Papier, wie der Originaltext, der mit
gut filigrinirtem Rautenwerk, mit Rosen und Engelstirnenschilden
geschmückt ist, ist vorzüglich.

Verantwortlicher Redakteur: D. Rogler.

Verlag und Druck von R. A. Schömann in Halle.
Expedition des Halle'schen Tageblattes: Große Ulrichstraße 19, geöffnet von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends.